

Brief aus der Mission.

---

Reichenau feiert sein 50jähriges Gründungsjubiläum. Zum 50. Male jährte sich im Oktober letzten Jahres der Tag, an dem unser hochseliger Vater, Abt Franz Pfanner, die schöne Missionsstation Reichenau am Bolela-Flusse gründete. Dieses goldene Gründungsjubiläum wurde am Sonntag den 11. Oktober festlich begangen. Alle noch lebenden Missionare, Priester und Brüder, die auf der Station Reichenau schon gewirkt haben, wurden zur Feier eingeladen. Das Volk war auf das Fest durch eine Mission vorbereitet worden. Die Missionspredigten wurden von den hochw. Herren P. Maurus Kalus CMM. und P. Paulinus Müller CMM. gehalten. Der hochw. Herr Bischof A. Fleischer von Mariannhill zelebrierte ein Pontifikalamt mit großer Assistentz. — Reichenau ist fürwahr geworden, was Abt Franz davon erhoffte: „Ein Hort der Gesittung und Christianisierung“, eine Hochburg und ein Ausgangspunkt katholischen Glaubenslebens und deutscher Kultur. Möge sie sich mit dem Segen Gottes weiterhin so gut entwickeln wie in den vergangenen 50 Jahren! —

## Brief aus der Mission

„Allen lieben Freunden Gruß im Herrn! Endlich haben wir wieder Regen erhalten! Gott sei Dank! Es ist dieses Jahr ein sehr trockenes Wetter gewesen, so daß eine Ernte fast gar nicht zu erwarten ist. Die Leute essen halt ihren Mais einfach grün, so wie er am Stengel ist, was jedem zwar recht gut mündet, denn der grüne Mais ist für alle — Eingeborene und Europäer — ein Leckerbissen. Aber es wird dann so kommen, daß man eben keinen trockenen Mais erhalten wird, weil er nicht ausreifen kann, und weil die Leute infolge Hungers schon jetzt mit dem Grünessen beginnen. Gestern war ich in St. Jakob, einer Außenstation tief drunten in den sogenannten Löchern, es war recht windig und kalt. Der Winter hat also bereits seine Herrschaft angetreten . . .

Nun will ich von einer Missionstour erzählen die ich vor etwa drei Wochen gemacht habe und die zwar äußerst anstrengend, aber doch recht lehrreich war. Ich hatte als Begleitung einen angehenden schwarzen Bruder, der von mir für diesen Beruf herangebildet wurde, und der nun auf unserer Station zuweilen das Amt eines Katecheten versieht. Er teilt so ziemlich alle Freuden und Leiden des Missionslebens mit uns. Ich wollte also mal nach St. Bernhard, einer recht einsamen Hauptstation, ganz in den Bergen vergraben, um mit den dortigen Mitbrüdern dringende Angelegenheiten zum Wohl und Nutzen unserer lieben Schwarzen zu besprechen. Einfach weg aus der Welt liegt dieses St. Bernhard, geschaffen für ein Citeaux (die Wiege des Zisterzienserordens). Diese Missionsstation hat zwar sehr viel Land, aber trotzdem ist sie arm wie eine Kirchenmaus, weil sie eben kein Personal hat, dieses einsame Fleckchen Erde zu bebauen. Zudem liegt St. Bernhard entsetzlich weit weg von der Bahn, und somit ist der Transport unserer Produkte, die der Landwirtschaft entspringen, sehr erschwert. Mein Katechet hatte immer eine Einwendung, wenn ich sagte: „Pius, wir gehen doch mal über die Berge und besuchen Pater Odo und Bruder Liborius samt den übrigen Mitbrüdern der dortigen Station.“ — „Ach“, sagte er, „Baba“ — so reden die Schwarzen uns Patres an — „du hast keine Ahnung, wie steil es

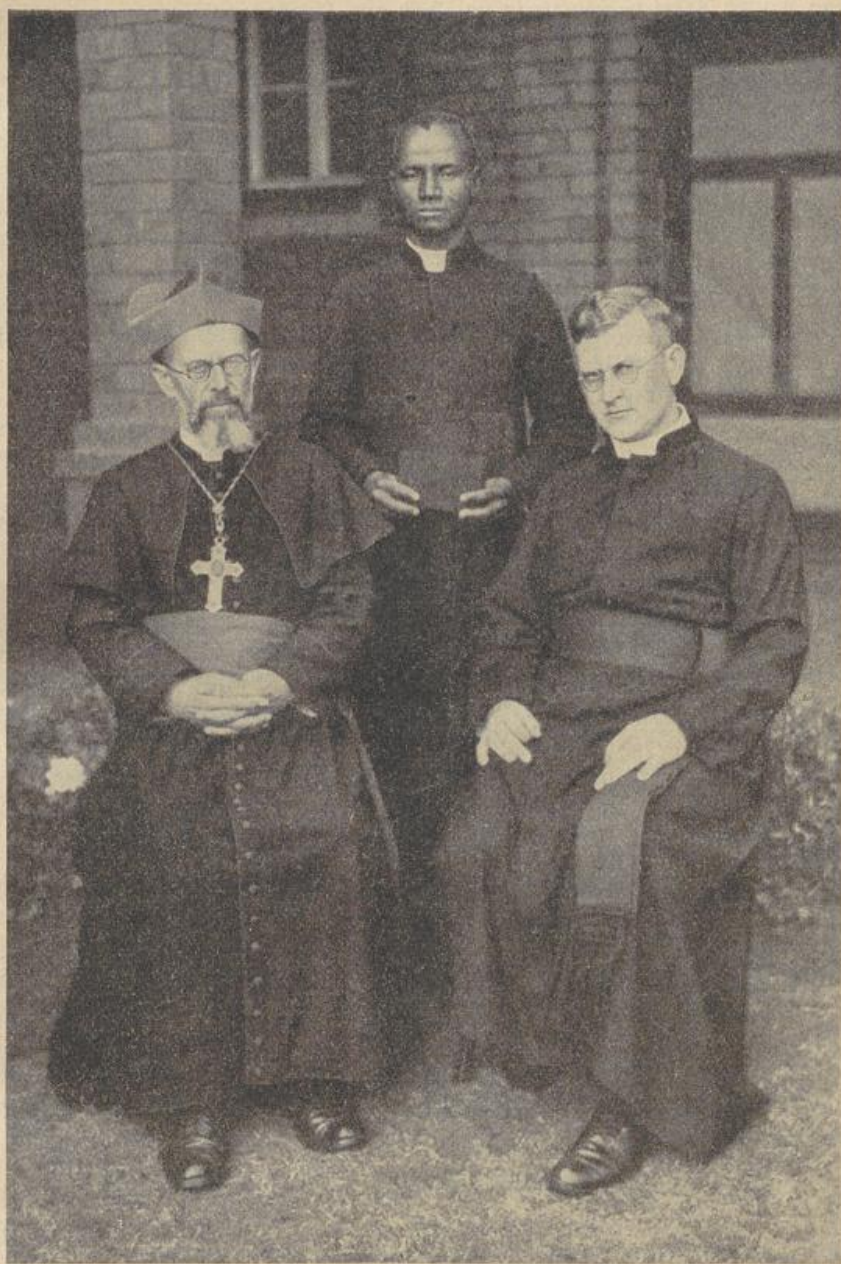


da in die Flüsse hinabgeht, ich sage dir, Baba, du kannst unmöglich den Bergabhang hinunterkommen, kein Gaul kann da stehen, und kein Mensch kann da hinunterklettern!" — „Ach was, wir versuchen's mal“, sagte ich.

So ging es Montag früh hier weg. Es war ein herrlicher Tag, nicht gerade zu warm, kurz nach Ostern, wo der Herbst so leise ins Land zu rutschen beginnt. Wir ritten flott und munter in die etwas kühle Morgenluft hinein. Es war einfach herrlich. Bis um 10 Uhr waren wir schon in Sicht des großen Flusses Umkomazi, der uns noch schöne Schwierigkeiten bieten sollte. Wir ritten zu einem katholischen befreundeten Indier, der mich für ein Stündchen zu Gast haben wollte, und mich, meine Gäule und auch den Pius gut versorgte mit Essen und Futter. So ging es um Viertel vor 11 Uhr weiter. Wir ritten zuerst an einer Schule unserer Nachbarstation St. Michael vorbei, die abgebrochen werden sollte, weil sie zu nahe an einer protestantischen Schule gelegen sei. Eine schöne, gut gebaute Außenschule. Von da kamen wir dann nach gutem Trab an die so gefürchteten Stellen, wo Pius gar nicht hin mochte. Aber es war zunächst doch nicht so schlimm. Freilich, ein Kinderspiel ist so ein Abstieg auch nicht. Gegen 1 Uhr waren wir schon drunten in den Löchern. Aber heiß war es da; recht afrikanisch warm. Ein Heide führte uns freundlich durch die engen Wege hindurch ins Dickicht der Urwälder, und so gelangten wir endlich pochenden Herzens an den Fluß. Nun, wie da hinüber? Ja, das war nicht so leicht, und wir hörten kaum einander infolge des Rauschens der Wellen, die sich über ein kolossales Geröll dahinschlügen. Ich mußte zuerst hinein ins unsichtbare Wasser. Ach, wie mir das Herz klopfte, und mir der Atem still stehen blieb. Immer wieder rief Pius: „Ei, Baba, du mußt nach oben reiten, schnell, schnell, sonst wirst du in die Tiefe gerissen! Jetzt mußt du nach hier kommen, immer mehr nach hier, und dann — ich hatte fast alles Gehör verloren — war ich am Ufer. Ich zitterte am ganzen Leibe. Aber es war geschehen; Gott sei Dank! Nun hieß es, den anderen Berg wieder zu erklimmen. Ach, die armen Gäule! Für die sollte es auch einen Himmel im Jenseits geben, die soviel leisten müssen in der Mission. Es ging bergan, immer weiter in die Höhe. Ein fast schweizerischer Berg lag da vor uns, der unbedingt erklimmen werden mußte. Wir waren um 1 Uhr 15 Minuten über den Umkomazi gekommen, und nun sollten wir fast noch drei Stunden reiten bis nach St. Bernhard, das doch einfach direkt vor uns zu liegen schien. Wie stiegen die vier Höhen hinan; einfach herrlich zum Anschauen! Wunderbare Aussicht auf Gottes Natur und Schönheit! Wirklich eine Pracht! Aber welche Leistung für die Tiere, die uns tragen mußten. Um 4 Uhr, nach so manchen Irrwegen und vielem Hin- und Herklettern per Gaul und zu Fuß, waren wir in St. Bernhard angelangt. Eine Oase des Friedens, ganz versteckt hinter den Riesenbergen. Nichts stört die heilige Einsamkeit. Wir waren müde, sehr müde. Und erst die Pferde! Die Strecke von uns bis nach St. Bernhard ist gar nicht so weit. Aber der Weg, die Löcher, diese Berge, das macht einen kaputt. Wir blieben zwei Tage unter dem gastlichen Dach der Mitbrüder. Ich erledigte meine Angelegenheiten. Dann wollten wir über St. Michael wieder nach Sawoti zurück. Also eine ganz neue Tour; neues Land war zu durchstreifen.

Wir gingen am Mittwoch 10 Uhr wieder auf unsere Reittiere und ließen uns herab in die Löcher, die auf dieser Seite von St. Bernhard noch viel ärger waren als zuvor. Hätten wir es nur geahnt. Wir ritten





Se. Excellenz, der hochw. H. Bischof A. Fleischer CMM. und der hochw. P. Raphael Böhmer CMM., Seminar-Regens, mit dem ersten Priester (Malachias Mthwane) aus dem Eingeborenen-Priesterseminar

Photo: Mariannhiller Mission

und ritten, gingen zu Fuß, kletterten steile Abhänge hinab, aber durch wunderbar romantische Gegenden. Ich glaube, die Wüstenväter Aghp- tens hätten seinerzeit besser getan, sich am Fuße von St. Bernhard niederzulassen. Da hätte sie keiner gestört, außer so ein paar Riesenschlangen oder schwarze, giftige Mambas, die in dortiger Gegend sehr häufig sein sollen, wie mir unser Bruder A. sagt, der über 6 Jahre in St. Bernhard stationiert war.



Gegen 12,30 Uhr waren wir wieder am Umfomazifluß, der nun wieder überschritten werden mußte. Aber, o weh, das war diesmal nicht so leicht. Sogar zweimal sollten wir das Pech haben, ihn durchschreiten zu müssen. Das erstemal ging es glimpflich ab. Aber das zweitemal war es einfach entsetzlich. Ich verlor alle Besinnung und lag bald im Wasser, da das Pferd auf den glatten Steinen ausrutschte. Doch nach dieser Todesgefahr — ich hatte schon vollkommene Reue erweckt — kam ich endlich glücklich ans Land, zog in einem heidnischen Kraal meine nassen Kleider aus, die im Wind bald zu trocknen begannen, und betete während dieser „Trockenheit“ mein Brevier, zwar nicht, um noch mehr des guten Naß meinem Körper zuzuführen, aber wohl, daß der Herr die Feuchtigkeit in die Felder der armen Leute leiten möge, die recht dürftig waren, aber gut. Wir hatten noch einen langen Weg vor uns. Wieder hieß es, lange Bergketten und Schluchten zu durchreisen, über felsige Straßen zu reiten. Die Buren hatten mal vor vielen Jahren dort in den Löchern Straßen gebaut, um im Flußtal Baumwolle zu pflanzen. Aber da aus dieser Geldquelle nichts wurde, blieben diese Geröllstraßen so in ihrem Urzustand liegen, und heute dürfen sie die Patres zu Fuß oder zu Pferd benützen. Denn Sanct Michael hat in dieser Gegend sogar drei, wenn nicht vier Außenplätze mit furchtbaren Wegen, daß einem fast grauen muß, wenn man nur daran denkt, was diese Patres leisten müssen. Ich habe somit die Nachbarmission ganz durchritten und sehe, was andere tun müssen, was für Opfer diese zu bringen haben. Um sechs Uhr kam ich in St. Michael an, total fertig mit meiner Kraft, ebenso der brave Pius. Die Säule mußten wir hinter uns herziehen, denn tragen konnten sie uns nicht mehr. Am folgenden Tag ging es per Bahn heim, wo wir mit einem lauten, herzlichen Willkommen empfangen wurden.

Gleich darauf erhielt ich einen andern Spazierritt in meiner eigenen Mission. Eine kranke Frau, ein recht gutes Weib, lag im Sterben und verlangte nach dem Priester. Doch ich hoffte, der liebe Gott werde sie noch einige Tage erhalten, damit ich nicht gleich hin müßte. Was sich auch so fügte. Denn ich konnte selber nicht mehr, und noch weniger die Säule. Der Weg zu dieser Kranken war ebenfalls sehr weit und ging durch Flüsse und sehr unwegsame Gegenden. Immerhin, wenn es auch oft schwer ist in der Mission, schön ist es doch wiederum, und man hilft so manchem Armen in die Vaterarme Gottes.

Ich vergesse Euch nicht und grüße Euch in der Liebe Christi.

Euer treuer P. B.

Die Bekanntschaft mit den heidnischen Verhältnissen lehrt den unendlich wohlthätigen Einfluß der kath. Religion auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens erst recht verstehen und schätzen. Durch dies erkennen die Gläubigen den ganzen Wert und beglückenden Vorzug, katholische Christen zu sein. Auch der Eifer der Neubefehrten übt, mit der Gnade vereint, einen läuternden und belebenden Einfluß auf das persönliche Leben des Missionsarbeiters und Missionsfreundes aus.